

Ihr Schicksal.

Aus dem Russischen von A. P. Tschadow.

Sophie Petrova, die junge hübsche Frau des Notars Dubjanski, schritt langsam mit Adolat Njzin auf dem Waldwege hin und her. Sie waren Beide in der Sommerfrische und der Adolat wohnte in einer Villa neben derjenigen, welche die Familie des Notars inne hatte. Es war ein stiller, schwüler Sommer-Nachmittag und hier im Walde unter den hohen Fichten war es noch wärmer, als draußen auf den sonnigen Feldern. Oben sah man ein kleines Stück des blauen Himmels mit kleinen, weißen Schäfchen und in weiter Ferne erstreckte man einen hohen Eisenbahndamm, der das Gelände durchschneidet und von hohen braunrothen Stämmen umfaßt war, die in langen gleichmäßigen Reihen neben sich aufmarschirt waren.

„Ich erwartete nicht, Sie hier zu treffen,“ sagte Sophie Petrova, zu Boden blickend und mit der Spitze ihres Sonnenschirmes in dem vorjährigen Laube tühnend, „aber es mir lieb, daß der Zufall mit dieser Begegnung mit Ihnen verschafft hat. Ich muß ernsthaft mit Ihnen sprechen, damit wir dieser peinlichen Situation ein für alle Mal ein Ende machen können. Wenn ich Ihnen wirklich werth bin, Ivan Mitkajewitsch, und wenn Sie eine Spur von Achtung vor mir haben, so hören Sie mit dieser systematischen Verfolgung auf, die mich mehr peinigt, als Sie sich vorstellen können. Sie folgen mir stets wie ein Schatten, plagen mich mit Liebeserklärungen und schreiben mir sogar Billets. Großer Gott, wann wird dies endlich einmal ein Ende nehmen?“

Sie wartete einen Augenblick auf Antwort und als keine erfolgte, fuhr sie fort: „Und diese Veränderung ist ganz plötzlich, vor drei oder vier Wochen, mit Ihnen vorgegangen, obgleich wir uns schon fünf Jahre kennen. Ich verstehe Sie gar nicht, Ivan Mitkajewitsch!“

Sie blickte von der Seite ihren Begleiter an, aber er that, als bemerkte er es gar nicht und sah mit finsternem, leidenden Ausdruck zu den Wolken empor.

„Und welche ein unwürdiges Spiel treiben Sie,“ sagte sie, die Schulter in die Höhe ziehend. „Ich bin verheirathet, — glücklich verheirathet, liebe und achte meinen Mann und habe eine kleine Tochter, die ich vergöttere. Das sollten Sie doch wirklich bedenken! Dazu kommt, daß Sie, als mein alter Freund, meine Ansichten über die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Familienlebens kennen.“

„Ach, Du großer Gott! Die Unantastbarkeit des Familienlebens!“ sagte Njzin mit einem tiefen Seufzer. „Weshalb seufzen Sie denn? Ich liebe meinen Mann und ich achte ihn, und ich will nicht, daß etwas geschehen soll, was den Frieden und das Glück unseres Hauses stört. Ich würde mich lieber tödten, als unglücklich und Schande über Andrej und sein kleines Mädchen bringen. Und jetzt bitte und beschwöre ich Sie, lassen Sie mich in Ruhe! Seien Sie mein Freund wie in alten Zeiten und hören Sie mit dem Seufzen und Klagen auf, welches Sie oben drein gar nicht kleidet. So, nun ist das also abgemacht! Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen.“

Sie sah Njzin wieder von der Seite an, wobei ihr auffiel, wie blaß er war. Das erregte ihr Mitleid.

„Seien Sie mir nun nicht böse — lassen Sie uns Freunde sein,“ sagte sie sanft. „Hier haben Sie meine Hand.“

Er nahm sie in seine Beiden und führte sie langsam an seine Lippen. „Ich bin kein Schulknaube,“ sagte er unmutig. „Freundschaft hat keinen Werth für mich, wenn sie mit von einer Frau geboten wird, die ich liebe.“

„Nun lassen Sie es gut sein! Die Sache ist ja abgemacht und wir sprechen kein Wort mehr davon. — Aber, da ist die Bank — wollen wir uns nicht einen Augenblick setzen?“

Sophie Petrova war es jetzt viel leichter um's Herz. Der schwierigste und delikateste Punkt war erledigt und die Sache war nun so gut gefast, daß sie Njzin mit Gemüthsruhe in's Gesicht sehen konnte. Sie empfand sogar ein gewisses Wohlbehagen bei dem Gedanken, wie weit überlegen doch die Frau dem Manne in einer derartigen Lage sei und es schmeichelte ihr, daß Njzin, der so klug und talentvoll und vor allem so männlich war, jetzt mit gebeugtem Haupte neben ihr saß und sich ihrem Willen unterordnete.

„Nein, die Sache ist nicht abgemacht!“ begann er nach einer längeren Pause. „Sie fertigen mich immer mit vier alten auswendig gelernten Lektionen ab: Ich liebe und achte meinen Mann und ehre die Heiligkeit des Familienlebens u. s. w., aber ich sage Ihnen und ehrlich: Ich weiß, daß mein Auftreten gegen Sie schlecht und unmoralisch ist. Sehen Sie, ich bin also aufrichtig, während Sie sich mit abgedroschenen Redensarten bedecken. Anstatt mich mit freundlichen Worten abzufertigen, sollten Sie mir lieber sagen, was ich thun soll.“

„Das habe ich Ihnen ja schon oft genug gesagt. Reiten Sie ab!“

an, aber es nützt mir nichts. Ich kann meine Natur nicht mit Gewalt bezwingen. Verstehen Sie mich wohl — ich kann es nicht. O, wie schäme ich mich meiner Schwäche und Ohnmacht!“

Er wurde ganz roth vor Aufregung und stieg an, vor der Bank auf und nieder zu gehen.

„Ich zerre an meiner Kette wie ein wüthender Hund,“ sagte er und ballte dabei seine Hände. „Ich hasse und verachte mich selbst. Du großer Gott, ich führe mich auf, wie ein wahrer Libertin, mache der Frau eines anderen Mannes die Kur, schreibe ihr idiotische Briefe und entwürde mich in ihren und meinen eigenen Augen. Ach — oh!“ schrie er, griff mit bebenden Händen an seinen Kopf und setzte sich wieder auf die Bank.

„Aber Ihren werse ich Ihren Mangel an Aufrichtigkeit vor,“ fuhr er in eindringlichem Tone fort. „Wenn Sie wirklich so viel gegen mein unwürdiges „Spiel“ hatten, warum tamen Sie dann hierher? Ich bitte Sie in meinen Briefen beständig um eine kategorische Antwort, aber statt mir diese zu geben, treffen Sie mich alle Tage „zufällig“ und quälen mich stets mit denselben langweiligen Phrasen.“

„Man könnte wirklich glauben, Sie hätten mich im Verdacht, mit Ihnen zu totelliren,“ sammelte Sophie Petrova, dunkel erröthend. „Dieser Verdacht ist aber vollständig unbegründet. Ich habe stets Ihre Liebe zurückgewiesen und Ihnen keine Hoffnung gemacht.“

„Ja, aber Sie sagten nie: Gehen Sie! gehen Sie! Hätten Sie das gethan, wäre ich längst verschwunden. Sie haben mir auf meine Frage keine Antwort gegeben und ich werfe Ihnen diese Unbestimmtheit vor. Du großer Gott! Entweder spielen Sie mit mir oder...“

Njzin sprach seinen entseetzten Schreck nicht zu Ende, sondern schüttelte den Kopf in die Hände und Sophie Petrova dachte über ihr Auftreten gegen ihn nach. Sie hatte keine Aermemacherei wahrlich nicht ermuntert, aber sie fühlte doch, daß sein Vorwurf nicht ganz unbegründet war.

„Es ist ganz richtig von Ihnen, mir die Schuld zu geben!“ sagte sie, achselzuckend, in Ermangelung einer besseren Antwort.

„Nun, ich hätte Ihnen Ihren Mangel an Aufrichtigkeit wohl nicht vorwerfen dürfen,“ fuhr er seufzend fort, „er stimmt wohl mit der Ordnung der Dinge überein. Wenn alle Menschen aufrichtig sein wollten, würde die Welt bald zum Teufel gehen.“

„Warum meinen Sie das?“ fragte Sophie Petrova, welche eigentlich kein Interesse für philosophische Betrachtungen hatte, sondern nur froh war, das Unterhaltungs-Thema ändern zu können.

„Ein solcher Zustand paßt nur für Thiere und Wilde. Da die Zivilisation einen Komfort eingeführt hat, den man weibliche Tugend nennt, so muß die Aufrichtigkeit weichen. Ja leider, — das ist nun einmal so!“

Njzin schlug mit seinem Stocke an einen kleinen Stein, so daß er wenigstens fünf Ellen weit fortrollte und legte seine philosophischen Betrachtungen fort und Sophie Petrova hörte ihn aufmerksam zu. Sie verstand allerdings nicht viel von dem, was er sagte, aber es schmeichelte ihr, daß ein so kluger, talentvoller Mann wie er, sie, spielen ließ, und sie bewunderte die Kühnheit, mit welcher er, der moderne Geist, neue Fragen der Zeit erörterte und löste. Als sie sich aber des Wunders bewußt wurde, daß sie anfangs, sich in ihn zu verlieben, erschrak sie so sehr, daß sie sich beeilte, ihn zu unterbrechen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte sie, „ich habe trotz alledem nicht recht verstanden, weshalb Sie von meinem Mangel an Aufrichtigkeit sprachen. Ich wiederhole meine Bitte: Zeigen Sie sich mir als lieber, guter Freund und lassen Sie mich in Frieden. Ich bitte Sie von ganzem Herzen darum!“

„Gut, dann werde ich also weiter kämpfen!“ feuerte Njzin. „Ich werde mein Möglichstes thun, aber ich fürchte, daß bei meinem Kampfe nichts herauskommt. Ich weiß jetzt schon, wie das Ende sein wird. Entweder schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf oder ich trinke, bis ich das Delirium bekomme. Wie soll ich sonst gegen den Wahnsinn antämpfen? Was soll ich thun, wenn Ihr Bild in meine Seele eingewebt ist und Tag und Nacht vor mir steht — so deutlich, wie jene Fichte da. Welches Wunder soll mich aus diesem unglückseligen, entwürdigenden Zustande befreien, in welchem alle meine Gedanken, Wünsche und Kräfte nicht mir selbst gehören, sondern irgend einem bösen Dämon, der sich meines Wesens bemächtigt hat. Ach, ich liebe Sie — ja, ich liebe Sie so grenzenlos, daß mein ganzes Innere aus seinen Fugen gerathen ist! Ich veräume meine Geschäfte, stiehe meine Freunde und vernachlässige meine Angehörigen. Ich liebe Sie, — ich bete Sie an!“

Sophie Petrova, welche diesen plötzlichen Ausbruch nicht erwartet hatte, zog sich etwas von Njzin zurück und sah ihn erschrocken an. Thränen füllten seine Augen, seine Lippen zitterten und sein Gesicht hatte einen starrten, bittenden Ausdruck.

„Ich liebe Sie!“ flüsterte er, indem er seine Augen den ihrigen näherte. „Sie sind so wunderschön! Wohl leide ich in diesem Augenblicke, aber ich schwöre es Ihnen, ich möchte trotzdem mein ganzes Leben lang so sitzen und Ihnen in die Augen sehen. Nein,

schweigen Sie still — ich beschwöre Sie!“

Sophie Petrova, die in des Wortes eigentlicher Bedeutung überrumpelt war, machte verzweifelte Anstrengungen, um einige Worte zu finden, mit denen Sie seiner Bereitsamkeit ein Ende machen könnte, aber ihr fiel nicht das Geringste ein. „Nein, nun gehe ich!“ sagte sie zu sich selbst, aber ehe sie sich erheben konnte, lag Njzin zu ihren Füßen.

Er umfaßte ihre Kniee, sah ihr ins Gesicht und sprach heisse, leidenschaftliche Worte zu ihr, aber sie war mit ihren eigenen Gefühlen so beschäftigt, daß sie gar nichts davon hörte. Sie begriff nicht, warum sie blieb und machte sich selbst Vorwürfe, weil ihr Unwille nicht im Stande war, ihre Schwäche und Ohnmacht zu besiegen. Sie ließ es geschehen, daß Njzin ihre Hände mit Küffen bedeckte und sie blidte, wie er, nach beiden Seiten, um zu sehen, ob diese Szene auch keine Zeugen hätte.

„Aber so seien Sie doch vernünftig,“ sagte sie endlich in verzweifeltstem Tone. „Wohin soll dies führen? Was soll daraus werden?“

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!“ flüsterte er und machte eine schnelle Handbewegung, wie um diese unangenehme Frage von sich abzuwehren.

In diesem Augenblicke hörte man den lauten durchdringenden Pfiff der Lokomotive und dieser Laut, der sie in die Prosa des Alltagslebens zurückdrückte, machte sie zittern.

„Ich habe keine Zeit mehr, — ich muß gehen!“ sagte sie und stand schnell auf. „Der Zug kommt und Andrej ist darin. Ich muß nach Hause und das Mittagessen besorgen.“

Sie wandte ihr glühendes Gesicht dem Eisenbahndamm zu. Zuerst kam die Lokomotive langsam vorbei und darauf eine Reihe großer, plumper Wagen. Es war nicht der Personenzug, wie sie geglaubt hatte, sondern der Güterzug.

Sie eilte aber trotzdem fort, ohne Njzin anzusehen und ging auf demselben Wege nach Hause, auf welchem sie gekommen war. Njzin ging ihr langsam nach. Sie sah ihn, als sie in den Feldweg einbog, aber sie bedeutete ihm mit einer Handbewegung, er möge in gemessener Entfernung bleiben.

Als sie zu Hause angelangt war, stand sie mehrere Minuten unbeweglich in ihrem Zimmer und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„O, ich muß mich schämen!“ sagte sie laut zu sich selbst. „Ich muß mich schämen!“

Sie gestand sich selbst, daß sie heute eine Begegnung mit Njzin gesucht habe, damit es zu einer Erklärung zwischen ihnen kommen sollte und sie hatte es als einen Genuß empfunden, als er vor ihr auf den Knien gelegen hatte. Jetzt war sie sich dessen vollständig bewußt und sie verdammte ihre eigene Schwäche im höchsten Grade.

„Armer Andrej!“ dachte sie und versuchte dabei, ihrem Gesichte einen liebevollen Ausdruck zu geben. „Und meine arme, kleine Barja. Du weißt nicht, welche eine schlimme Mutter Du bist. Vergebt mir, Ihr beiden Lieben, — ich liebe Euch Beide so sehr, so sehr!“

Und als ob sie sich selbst zeigen wollte, daß noch etwas von der Hausfrau und Mutter in ihr geliebt wäre, ließ sie erst in die Küche hinaus und schalt das Mädchen, weil der Tisch noch nicht gedeckt war, und darauf nahm sie die kleine Barja auf den Arm, liebte sie zärtlich und erzählte ihr, daß ihr Papa der liebste, beste Papa auf der ganzen Welt wäre. Als aber Andrej endlich kam, verschwand er ohne Gesichts, welche sie mit Gewalt herbeigerufen, so schnell, daß sie kaum im Stande war, ihn zu begrüßen. Ihr Mann, der sehr hungrig war, machte schon einen Angriff auf den Braten, ehe die Suppe heringebracht war und seine Raugeräthschaften arbeiteten so eifrig, daß er mehrere Male förmlich schmalzte.

„Lieber Gott!“ dachte sie. „Ich liebe und achte ihn ja, aber warum ist er nur so unappetitlich!“

Ihre Gedanken waren in derselben Unordnung und Verwirrung, wie ihre Gefühle. Sie gab sich Mühe, gar nicht an die Ereignisse des Vormittags zu denken, aber je mehr Mühe sie sich gab, Njzin aus ihrem Gedächtnisse zu verbannen, desto deutlicher sah sie ihn vor ihren inneren Augen. Sie wurde nach und nach so nervös, daß sie sich einbildete, ihr Mann könnte merken, daß ihr etwas Ungehörliches geschehen sei, und sie beschloß deshalb, ihm zuvorzukommen und ihm Alles zu erzählen.

„Ich möchte gern mit Dir sprechen, Andrej!“ sagte sie, als er sich auf das Sopha legte, um sein Nachmittags-schlafchen zu machen.

„Na, was willst Du denn?“ brummte er in schlaftrüben Tone.

„Wir müssen hier fort.“

„Hm — wohin denn? Nach der Stadt ist es noch zu früh.“

„Nun, dann könnten wir ja eine kleine Reise machen.“

„Eine Reise...“, sagte er gähmend. „Ja, das wäre ja ganz nett, aber wo soll ich das Geld hernehmen? Und wer meine Geschäfte so lange besorgen? — Wenn Du Dich langweilst, kannst Du ja auf eigene Hand eine kleine Tour machen.“

Sophie Petrova war schon im Begriffe, auf diesen Vorschlag einzugehen, aber da fiel ihr ein, daß Njzin sicher diese Gelegenheit benutzen würde, um in demselben Zuge und demselben Coupé mit ihr zu reisen. Sie bedachte sich deshalb und sagte:

„Nein, allein reise ich nicht. — Du mußt mit mir kommen.“

„Ach, was ist das nur für eine Idee!“

„Du mußt wirklich nichts Förmliches von mir verlangen!“

„Oh, er geht noch mit,“ dachte sie, und wenn wir erst glücklich unterwegs sind, erzähle ich ihm Alles.“

Nachdem sie den Entschluß gefaßt hatte, abzureisen, fühlte sie sich aller Gefahr entricht. Ihr Sinn erlangte nach und nach sein Gleichgewicht wieder, und sie dachte mit einer gewissen Ruhe an das Vorgefallene. Sie setzte sich an das Fenster und sah den Vorübergehenden nach, und der Gedanke, daß sie das Richtige gethan und klug die Gefahr abgemindert habe, erfüllte sie mit stiller Freude. Andere Frauen an ihrer Stelle würden vielleicht der Versuchung unterlegen sein, aber sie hatte förmlich geitert bei dem Anhören von Njzins Liebeserklärungen, und ihr Sittlichkeitsgefühl ging so weit, daß sie vor einer Seele schloß, die vielleicht gar nicht existirte.

Als die Dämmerung hereinbrach, fanden sich die gewöhnlichen Sonntagsgäste ein. Die Herren setzten sich, wie immer, an den Spieltisch, und die Damen nahmen das Wohnzimmer in Beschlag. Njzin, der später als die Uebri-gen kam, sah blaß und sehr niedergeschlagen aus. Nachdem er den Birth und die Wirthin begrüßt hatte, setzte er sich auf einen Lehnstuhl und dort blieb er den ganzen Abend sitzen, ohne sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Sophie Petrova, die seine gedrückte Stimmung bemerkte, hatte wohl Mitleid mit ihm, aber das Gefühl, daß er sie liebte und tief dadurch litt, erfüllte ihre Seele mit Triumph. Sie war stolz auf seine Jugend, seine Schönheit und sein vornehmes Wesen und das Alles wirkte so beruhigend auf sie, daß sie den ganzen Abend lachte und scherzte. Sie hatte aber doch in einzelnen Augenblicken das Gefühl, als wäre ihre Unterkeit nicht ganz natürlich und das verzweifelte ihr dann einen leisen inneren Dru.

Nur vor Mitternacht gingen die Gäste. Njzin war der Letzte. Sophie Petrova hatte die kühne Idee, ihn bis auf die letzte Stufe der Terasse zu begleiten. Sie wollte ihm sagen, daß sie mit ihrem Manne abreisen würde, um zu sehen, welchen Eindruck diese Nachricht auf ihn machen würde. Der Mond verbarg sich hinter den Wolken, aber es war doch so hell, daß sie sehen konnte, wie leichenblaß er war und daß seine Lippen zitterten.

„Sophie... geliebte Sophie!“ flüsterte er, als sie ihm gerade die Mithteilung machen wollte, und darauf überstürzte er sie mit einer warmen Einbluth von zärtlichen und schmeichelnden Worten. Plötzlich und ganz unvorbereitet legte er seinen Arm um ihre Taille und drückte sie fest an seine Brust.

„Sophie... geliebte, theure Sophie!“ flüsterte er, indem er ihren Hals dicht unter dem Nackenhaare küßte. „Seien Sie aufrichtig! — Fliehen Sie mit mir!“

Sie riß sich los und erhob das Haupt, um ihn mit ihrem Zorn zu zerschmettern, aber es war ihr nicht möglich, etwas Anderes herbeizubringen, als die ganz gewöhnlichen Worte:

„Sind Sie toll! Sind Sie wahnsinnig!“

„Kommen Sie mit! Fliehen Sie mit mir in die Welt hinaus!“ fuhr Njzin fort. „Als wir heute Morgen auf der Bank saßen, wurde es mir klar, daß Sie ebenso wenig Ihre Gefühle zu bekämpfen vermögen, wie ich. Sie lieben mich — leugnen Sie es nicht!“

Sie wollte sich entfernen, aber er ergriff ihre Hand und sagte hinzu: „Wenn Sie heute nicht nachgeben, thun Sie es morgen; ich fühle, daß es noch einmal dahin kommen wird. Warum wollen Sie uns so lange quälen? Sophie, geliebte Sophie, das Urtheil ist gesprochen, warum dessen Ausführung verzögern? Warum uns noch länger betrügen und täuschen! O kommen Sie, folgen Sie mir! Kommen Sie heute noch! Ich erwarte Sie!“

Sie riß sich los und eilte in's Haus. Als sie in's Wohnzimmer kam, sank sie auf einen Stuhl, denn sie war so aufgeregt, daß sie nicht auf den Füßen stehen konnte. Ihr Gewissen flüsterte ihr recht zu, sie hätte sich den ganzen Abend recht leichtsinnig aufgeführt und sie hätte Njzin nicht auf die Terasse begleiten dürfen. Sie sah eine halbe Stunde unbeweglich, nur an Njzin denkend, und taumelte dann in's Schlafzimmer. Ihr Mann lag schon im Bett und so viel sie sehen konnte, war er bereits eingeschlummert. Sie setzte sich an's Fenster und versuchte, den Feind zu bekämpfen, der ihrer Seelenruhe drohte, aber ihr Kampf war vergebens. Sie war empört über ihre eigene Ohnmacht und Schwäche und kam zu dem Reflukt, daß alle Gewissensbisse, die sie sich im Laufe des Tages gemacht, nur eine elende Komödie gewesen seien.

„Ich habe geträumt, obgleich ich selbst wußte, daß es vergebens sein würde,“ sagte sie zu sich selbst und dabei hatte sie das Gefühl, als würde sie von einer unsichtbaren Macht aus dem Hause gezogen. Ihr Herz klopfte laut und sie eilte, wie schuschend, zu ihrem schlafenden Manne.

„Andrej!“ schrie sie beinahe. „Du reißest doch mit mir, nicht wahr?“

„Es ist mir unmöglich — Du weißt es ja recht gut!“ brummte er schlaftrunken. „Du mußt allein reisen!“

„Wenn Du nicht mit mir kommst, verlierst Du mich, Andrej. Ich bin — ich bin verliebt.“

„Was sagst Du? — In wen?“

„Das kann Dir ja gleichgiltig sein!“

rief sie.

„Ach, das ist wohl nur eine fixe Idee!“ sagte er, indem er sich im Bette aufrichtete. Er wollte ihren Worten nicht recht glauben, aber er fühlte sich doch unangenehm dadurch berührt. Nachdem er einige gleichgiltige Fragen an sie gerichtet, sprach er seine Ansichten über die Heiligkeit der Ehe, die Folgen der Untreue u. s. w. aus, und als er mit seinem Vortrage fertig war, legte er sich wieder auf's Kopfkissen und schlief weiter. Seine Worte hatten keinen Eindruck auf Sophie Petrova gemacht. Sie erhob sich und stand lange in tiefe Gedanken versunken.

„Schläfst Du?“ fragte sie, ihren letzten Rest von Energie zusammenfassend. „Ich gehe hinaus, um den schönen Mondschein zu genießen. — Willst Du mit?“

Er antwortete nicht und damit entschwand ihre letzte Hoffnung. Sie setzte ihren Hut auf, band ihr Mäntelchen um, schlich sich aus der Thür und zog sie leise hinter sich zu. Draußen war es kalt und stürmisch geworden, sie merkte es nicht. Sie ging immer weiter, es war, als ob eine unsichtbare Macht sie weiter jagte und jedes Mal, wenn sie still stand, hatte sie das Gefühl, als würde sie vorwärts geschoben.

„Du mußt Dich schämen! Schäm Dich!“ flüsterte sie mechanisch.

Ihre Wangen glühten vor Scham und Gemüthsbeugung. Sie fühlte nicht die Erde unter ihren Füßen, sie empfand es nur, daß eine Macht, die stärker war als sie selbst und welche die Stimme des Gewissens betäubte, sie unaufhaltsam weiter trieb.

Erlebnisse des Luftschiffers.

Von Rutakuli.

„Kannst Du Dir vorstellen, Aoi's dem Luftschiffer zu Muthe ist, wenn er alle Gewalt über das Sinnen oder Steigen seines Ballons verloren hat? Wenn die Klappe, die das Gas innen halten muß, nicht schließt? Wenn's ten anderen Ballast mehr auszuwerfen giebt, als den Schiffer selbst? So war's einmal zu Kassel, zur Zeit als da noch ein Kurfürst wohnte... nun ist er längst weggeantert. An der Reibung war Alles auf den Beinen, und der Ballon zu sehen. Das Ding war beinahe außer Sicht, doch nicht ganz. Auf einmal bemerkte man, daß etwas haperte und daß der Luftmann seines Fahrzeuges noch weniger Herr war als gewöhnlich. Er warf all' seinen Sand aus und das Ding sank, sank... schlingerte hin und her. Der Mann suchte an einem der Seile, die die Gondel mit dem Ballen verbanden, nach oben zu klimmen, offenbar in der Absicht, die Gasklappe zu schließen, die nicht klar oder gebrochen war. Er verwickelte sich mit einem Fuß in die Seilen, die hin und her schwebten durch die Luft... ließ — gelähmt wahr-scheinlich durch Schreck und Angst, denn der Ballon fiel mit zunehmender Schnelligkeit — los, was er in Händen hatte... fiel... und blieb an einem Bein unter seiner Gondel hängen. Fahre Du nun fort... Du Schriftsteller! Erzähle mal so'n Bißchen davon, was man empfindet, wenn man da so an einem Bein in der Luft hängt.“

„Entsetzlich! Da schlingert er in unendlichen Raum...“

„Das habe ich schon gesagt. Uebri-gens: kein Pathos, wenn ich bitten darf.“

„Ich werde mein Bestes thun. Da hängt er an einem Bein und fällt sich fallen, während der Horizont von allen Seiten drohend gegen ihn anrückt, sich schließend wie das Maul eines taubenden Mosstrums. Seeben noch überherg eine Menge von Fürtenthümern, jetzt nur Hesselnd. Jede Sekunde verengert den Kreis der Punkte, die er überfliehet, und weitet zu Kreisen aus, was er als Punkte wahrnahm. Das Ganze schrumpft ein, doch größer und größer schon werden die Theile. Die zunehmende Schärfe, in der die Konturen sich vor ihm abzeichnen, verkindigt mit grausamer Genauigkeit sein Urtheil voraus und mahnt ihn in ruhigen, aber an die naheende Vollziehung. Jeder Punkt wird ein Fleck, jeder Fleck wird ein Kreis. Die Kreise nehmen eine unregelmäßige Form an, langsam und griffenhaft erst, als ob sie schwannten in der Wahl, alsbald mit Schnelligkeit sich verändernd als un-widerwärtlich firtir in ihrer wägen Gestalt. Was ein Bogen schien, ist scharfer Winkel geworden. Das Ge-rade trümmert sich und das Gerade wird gekrümmt. Was Neigung hatte, tritt in voller Fläche entgegen. Was weilig war und Rundung, geht über in gebrochene Linien. Das Willenslos-Zufällige wird eigen und fest, das Unbestimmte gewinnt Charakter. Das Zerflüthete eint sich und was geschlossenen schien, bröckelt mit weiten Lücken von einander. Millionen Pünktchen, fortgeschieben durch Strahlen, die sich im Centrum entwickeln, eilen in rasender Flucht nach dem und über den Rand des Bildes, worin sie entstanden, darnach über den Horizont, der sich schon enger und enger schließt. Und jedwedes Pünktchen trachtet erst Bild zu werden, ehe es vergeht, und jede dieser Bemühungen gebiert neue Pünktchen, wegflegend aus der Mitte, um am Rande zu erlöschen... oder gerade unter dem Unklüthigen, wirklich eine Form gewinnend, die sich mit blutigerem Eifer ausbreitet, um den Raum zu schäffen für den zerflüthenden Ausprall. Und stetig fallend erkennst er Kassel, Wilhelmshöhe, die Ras-

fel'er Aue... die liebe, poetische Au! Noch immer weiß er sich Rechenschaft zu geben von seinem Zustand. Keine wohlthätige Bewußtlosigkeit hindert ihn. Sollte da das schreckliche Urtheil weit-streckt werden? Da? der dunkle Fleck unten, — da gerade unter ihm, der Markt... Ach, wenige Augenblicke zu vor noch würde er seinen Unterschied wahrgenommen haben zwischen einer Gruffchaft und einem Plag mit jehendem Volk. Wie nahe muß man der Erde sein, wenn so ein Unterschied in's Auge fällt! Und er fällt beständig! Und schon beginnt er Passagen zu unterzeichnen von anderen Wohnungen. Wahrlich, die Entscheidung naht. Erst fürchtete er, daß der Strich, der seinen Fuß in graufamer Grille herangerahm, ihn mit gleich griffenhafter Genauigkeit loslassen würde. Nun fürchtet er's nicht mehr, doch hilft es ihm wenig, von dieser ersten Angst erlöst zu sein. Mit oder ohne Gondel: er ist verurtheilt.

Er fällt mit dem Ballon, der nach dem Verlust seines letzten Gases flatternd und klappernd dem unerlöthlichen Gesetze der Schwerkraft überliefert wurde, ohne anderes Gegengewicht als nicht recht hinreichende Reibung mit der Atmosphäre. Denn sie läßt sich wenig durchdringen, die treulose Schmeichlerin, die soeben das steigende Gefährt zu den Wolken erhob, als es noch nicht bliesst war! Und es fällt nun schneller und schneller. Da setzt die quadratische Rechnung ein, beinahe in all' ihrer schwindelgebärenden Kraft. Keine Gnade, schneller, schneller, bis zu der äußersten Grenze erreichbarer Eile.

Noch wenige Augenblicke, und er ist zerflüthert. Das sind Kirchen... das ist eine Kirche... die Kirche Dä-cher... Schornsteine... Giebel... in Haufen Menschen. Noch ein Augenblick, und er wird Personen: unterschieden können, Frauen von Männern, Mann von Mann, Kind von Kind!

Noch kann er sehen und hören. Der Strich um sein Bein drückt nicht mehr. Das Seil, das ihn mit der Gondel verband, hängt schlaff. Das Schiffchen, nicht länger getragen durch die fast geleerte Hülle des Gases, nähert sich ebenso schnell wie er dem Boden, schimnert neben und unter ihm oder um ihn herum. Alles sauft und wirbelt. Er hört das scharfe Pfeifen der Luft, die er durch seinen Hals verdrängt. Ungebraucht eilt sie an seinen Lippen vorbei und spottet die eingeschrumpte Lunge, die vergeblich sie zu Athem zu fassen sich müht. Das Geräusch, das aufsteigt von der Volksmenge, trifft sein Ohr. Es wird schon deutlicher und deutlicher. Als bald wird er einzelne Stimmen unterscheiden können in dem eintönigen Summen, das ihm die Nähe einer großen Anzahl Menschen verkündet. Er fühlt und riecht die warme Aus-dünstung der Menge... Und immer fällt er!

Noch einen Augenblick und er wird... Gefallen bis zur Tiefe der höchsten Gebäude, schleudert ihn der Wind gegen das Dach des Theaters. Verstaucht, gequetscht, verwundet, hat er noch Bewußtsein, den Schrei zu verstehen, den die Sucht der Selbsterhaltung ihm zuruft: festhalten, festhalten! Kraft auch — doch es war die letzte — zu thun, was der Instinkt ihm gebot. Er schlägt durch die Schieferbedeckung, greift und umfaßt das Gebälk, kramt sich fest und widersteht dem Rud des weiterfallenden Luft-wracks, das ihn wegzureißen sucht von seinem Zufluchtsort... er ist gerettet!

Für Jemanden, der niemals herumterfiel aus der Luft, ist die Befreiung aus'übel nicht,“ sagte Adolf trocken. „Es hat meinen Befall, daß Du mehr Optima hineingebracht hast als Empfindlichkeiten. Fahre so fort. Trachte zu begreifen und begrifflich zu machen, dann kommt das Gefühl von selbst... das wahr! Und das Un-wahre... nun, das hat keinen Werth... mein Dichter! Wer Gefühle besitzt, empfindet sie gar nicht, und wer solche Diktate nöthig hat... Verriidtheit! Da wir von Optics reden, Du hast verstanden, zu bemerken, wie jeder Punkt gerade lothrecht unter dem armen Teufel zu ihm aufzuweisen schiden und sich darstellte als die Spitze eines Dolages, in Verklärung, wie Gustave Dore die Dinger zeichnet, weil er mehr Fertigkeit besitzt als Gedächtnis. Ein flirzender Luftschiffer meint gespielt zu werden. Herzje, es wird uns Menschen doch so schwer, uns mit Genauigkeit vorzustellen, wie man fällt, so lange man seinen Boden unter den Füßen hat. Studire Dich ein Bißchen darin. Es wird Dir gut thun. Und erzähle mir nun mal, was da weiter passirte mit dem Kasseler Luftschiffer!“

„Ich denke, das Volk wird gebubelt haben?“

„Voll, Voll, Du mit Deinem Volk! Das Volk schrie, wie es bei jeder Gelegenheit thut. Das Volk hatte sich amü-sirt. Sprich mir nicht von dem Ju-bel. Er hat gar nichts zu bedeuten. Das Volk jubelte auch, als Nero Komödie spielte und Rom in Brand stetzte. Ich will Dir sagen, was weiter passirte. Der erste Schrei, den der arme Schiffbrüchige empfing, als er sich durch das Dachgebälk durchgearbeitet hatte und bewußtlos niederkam auf den Boden des Hoftheaters, war ein Scheltwort und eine Drohung. Der Intendant des Theaters nannte ihn nen frechen Hund, der sich an einem turmfürlichen Gebäude vergreifen hätte! Das ist der Humor davon!“